



Nackter Fuß vor Adriawasser Foto: Daniele Dainelli/laif

Fortsetzung

Blick vom Amtszimmer auf die Adria gerichtet. Von seinem Schreibtisch aus sah er ein Meer, das im Bewusstsein der Triestiner zum Gestern gehörte, es war ein Meer der Vergangenheit und ohne Zukunft, so wie es einmal der Publizist Paolo Rumiz in der *Repubblica* ausgedrückt hatte: „Von 1945 bis in die achtziger Jahre war das Meer aus dem kollektiven Gedächtnis der Triestiner verschwunden. Sie standen mit dem Rücken zum Wasser, die Gewehre gegen den Karst gerichtet.“

Riccardo Illy ließ nicht nur Europas schönsten Meeresplatz mit dem Bauten aus der Kaiserzeit, dem barocken Vierkontinentenbrunnen und der Statue Karls VI. in altem Glanz erstrahlen; er drehte die Stadt auch wieder dem Meer zu. Der Spross der Kaffeedynastie, der in Triest 1955, nur ein Jahr nach der Rückkehr der Stadt zu Italien, geboren wurde, wollte nicht länger, dass seine Stadt am Rande Europas lag. Er wollte Triest wieder zu einem Kraftfeld machen, zu einer Stadt des Handels mit den Nachbarstaaten Jugoslawiens.

Nicht mehr nur traurig sollte Triest nun sein, sondern auch erfolgreich. Neuen Lebensmut sollte es schöpfen, und endlich die Melancholie des Fin de Siècle ablegen. Unter Illys Ägide wurde nicht nur die große Meeresplatz renoviert, sondern auch die Altstadt am Fuße des San-Guisto-Hügels. Nun musste man nicht mehr ganz so oft damit rechnen, dass einem, wenn die Bora von oben auf die Stadt hinabpeitschte, die Ziegel der Dächer um die Ohren flogen. Zuvor sah es entlang der Via Cavana noch so aus wie zu James Joyce' Zeiten, als die Huren die Straßen bevölkerten und den Matrosen aus dem Hafen zuriefen: „Na Kleiner, wie wär's mit uns?“ Mussolini hatte die Altstadt verrotten lassen, weil

sie österreichisch, also nicht italienisch war.

Illy orientierte sich nach Osten: „Als ich als Bürgermeister anfang“, erzählte er einmal, „war die Stadt verschlossen und unterhielt so gut wie keine Beziehung zu der Bevölkerung, die sie umgab. Die Slowenen und Kroaten galten als Feinde.“

Nach der Schockstarre

Riccardo Illy ging ein hohes Risiko. Er weckte nicht nur Triest aus seinem Dornröschenschlaf, sondern auch nationale Gefühle, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs in einer Art Schockstarre eingefroren waren. Für das traditionell rechte und nationalistische Milieu war Illys Politikwende eine Provokation.

Riccardo Illy habe Triest wieder auf die Landkarte Europas zurückgebracht, sagen die anderen. Vielleicht hat er aber auch nur jenes Klima wieder in Erinnerung gerufen, in dem die Vieltimmigkeit seiner Kultur gedeihen konnte und kann. Plötzlich erhoben sich nämlich auch wieder die anderen Stimmen, jene, denen es um Versöhnung und nicht um Spaltung ging. 1997 veröffentlichte der Triestiner Schriftsteller Fulvio Tomizza seinen Roman „Franziska“, eine Liebesgeschichte zwischen einem slowenischen Mädchen und einem italienischen Offizier aus der Zwischenkriegszeit. Nicht mehr nur die Triestinità war auf die literarische Landkarte zurückgekehrt, sondern auch ihr Hinterland.



■ Vorabdruck aus: Uwe Rada: „Die Adria. Die Wiederentdeckung eines Sehnsuchtsortes“ (Pantheon Verlag, 336 Seiten, 14,99 Euro, erscheint in diesen Tagen)

■ Der Autor ist langjähriger Redakteur der taz

Zwischen Rhein und Tanztee

THEATER Ist ein solches Leben heute noch denkbar? „Schatten:: Frau“ ist eine Etappenreise durch das Leben der Hannelore Kohl und durch Bad Godesberg, vom Theater Bonn

VON HANNA SCHMELLER

Hinter jedem starken Mann steht eine starke Frau, heißt es. Eine, die die Fassade wahrt, die Kinder großzieht, die Abwesenheit erträgt, ohne sich direkt auf den Leibwächter zu stürzen – mag das früher bedeutet haben. Heute ist Partnerschaft Verhandlungssache, living apart together ein Lebensstil, der Leibwächter eingepanter Teil der Polyamorie. Dazwischen liegen keine zwanzig Jahre. Oder?

„Schatten::Frau“ heißt das „Projekt für je einen Zuschauer“ am Theater Bonn, das Beziehungsrationale auf die Probe stellt. Es zeigt, was passiert, wenn der moderne Mensch zurückgeworfen wird in die Welt der Hannelore Kohl. Fangt er an, mit ihr zu verhandeln? Oder erträgt er die Vorwürfe, die Demut und Selbstermüchtung in stoischer Gelassenheit?

Das Stück von Bernhard Mikeska (Regie) und Lothar Kittstein (Autor) ist an keinem anderen Ort besser aufgehoben als in Bad Godesberg, dem ehemaligen Bonner Botschaftsviertel, wo alte Villen und biedere Bauten die allabendlich leeren Straßen säumen. Hier ist das „Ria Maternus“, die Kneipe, in der Konrad Adenauer saß. Im benachbarten Vorort, der hübsch ist und Pech heißt, wohnt der frühere Außenminister Hans-Dietrich Genscher. Immer noch. Ein Ort mit

Vergangenheit, in einer Stadt, die in der Erinnerung lebt.

Hannelore Renners Weg nach Bonn ist ein schmerzhafter: 1933 in Berlin geboren, verbringt sie ihre Kindheit in Leipzig. Durch den Krieg verliert die Familie ihren Reichtum und unternimmt bei Ludwigshafen einen Neuanfang. Beim Tanztee lernt sie als Teenager den gerade 18-jährigen Kohl kennen, sie heiraten zwölf Jahre später. Neun Jahre danach, mit 36 Jahren, ist sie die deutsche „First Lady“ – und ihr Leben erschöpft sich im Blick zurück.

Fahrt in die innere Enge

Die Reise in diese goldene Zeit Bonns beginnt in einem kleinen Container neben dem Theater in Bad Godesberg. Ein Bett, eine Pillepackung, ein Wasserglas stimmen ein auf die Fahrt in die innere Enge. Über den Kopfhörer rieseln die Gedanken einer Depressiven in den eigenen Kopf. „Was hast du denn auch erwartet, Püppi?“ Von Bonn, dieser kleinen Stadt, dem engen Haus, dem Leibwächter, der den Schlaf überwacht. Der Ehemann ist ja draußen und macht Politik.

Dann wird der beengte Raum dramatisch aufgelöst: Ein alter Mercedes bringt den Betrachter zum Rhein. Beinahe Sorgen muss man sich machen um das parfümierte Mädchen Hannelore (Julia Keiling), das sich hier am Rheinufer erst anbietet, dann schmollt. Knappe zwei Millime-

ter bleiben zwischen eigenen und fremden Lippen, knallrot gemalt – und jetzt? Ist das nicht strafbar? Das zumindest wird sich der junge Kohl, dem dieses Angebot galt, nicht nur einmal gefragt haben.

Die nächste Szene, Hannelore altert, trägt nun Kostüm statt Sommerkleid. Schauspielerinnen Mareike Hein hat sich die Blicke

so genau angeeignet, dass sie fast Angst macht. Erneutes Spiel mit körperlicher Nähe, doch diesmal auch der nervtötend vorgebrachte Wunsch nach seelischer Intimität. Nach Stunden des Wartens auf den Gatten, hatte Hannelore Kohl einmal im Interview gesagt, könne man nur von einem Hund erwarten, dass er sich über die Rückkehr des Hausherrn freue.

Hier entwickelt der Zuschauer nun überhaupt kein Mitleid mit der Figur, eher einen gewissen Sadismus. Aber nein: Man muss ja Trösten, richtig.

Der Mercedes ruckelt vorbei an erleuchteten Jugendstilfenstern. Erneut im Theater, empfängt eine Hannelore (Birte Schrein) im Endstadium, so todtraurig, dass es wehtut. Man steht nun einem Menschen gegenüber, der erloschen ist, ohne je zu brennen. Es ist halb zahn, die Vorhänge sind zugezogen. Was, fragt diese letzte Begegnung, ist nur aus dem Kind geworden? Das Selbstverständnis ist nun das einer Frau, die nichts zu erwarten hat. Selbst das Locken, Wegstoßen und Führen des Zuschauers hat sich verloren. Mehr als Händchenhalten ist nicht drin.

Nun muss niemand überlegen, in welcher Gefühlswelt – ironisch, sadistisch oder väterlich – er sich befindet. Mitleid unter Kreaturen ist die einzige Option.

Ist ein solches Leben heute noch denkbar? In jeder Szene geht es darum, wann für Hannelore Kohl der Zeitpunkt gekommen wäre, gerade noch aus dem Lauf der Geschichte aussteigen zu können. Und hätte ihr, dieser Figur aus der Vergangenheit, ein Ausstieg überhaupt geholfen? Wohl nicht in der damaligen Zeit, muss man einräumen.

Das Stück stellt aber auch eine weitere Frage: Hat der Zuschauer, dieser mit allen Beziehungsformen der modernen Zeit vertraute Besucher aus der Gegenwart, die Wahl, sich dieser längst vergangenen Romantik zu entziehen? Sich gegen Hannelores Verführung, Generve und Verzweiflung abzugrenzen? Manchem wird das Leben wohl beigebracht haben, genau das zu tun – durch Spott, Ironie, Gelächter oder Verachtung. Den Darstellern gelingt es aber auch oft genug, eine große Sprachlosigkeit zu vermitteln. Mehr Selbstbefragung kann niemand von einesthalb Stunden Leben erwarten.



Mareike Hein als Schatten-Frau Foto: Thilo Beu

Ihre Prämie für ein taz Abo: Der taz-Rucksack

Unser hochwertiger Rucksack in rot oder schwarz mit aufgesticktem Panter. Mit abnehmbarem Hüftgurt und flexiblem Gummizug vorne, kleinem Innenfach für Discman oder Handy, separatem Einschubfach innen und kleinem Außenfach mit Schlüsselkarabiner. Volumen 25 Liter und Gewicht 520 Gramm. Der ideale Daypack von Deuter.



Nach dem taz-Solidarpakt können Sie sich den Preis für Ihr Abo aussuchen. Wer wenig hat, muss wenig zahlen: Ermäßigter Preis 25,90 €/Monat, leider ohne Prämie. Wer es sich leisten kann, zahlt mehr: Standardpreis 41,90 €/Monat bzw. Politischer Preis 49,90 €/Monat. Nachweise sind nicht nötig. Weitere Prämien unter www.taz.de/abo abomail@taz.de | T (030) 2590 2590

